Philadelphier Magazin

für

Freunde der deutschen Literatur in Amerika.

Eine Monatsschrift

ernsten und launigen Inhalts.

(Fortsetzung des Readinger Magazins.)

Herausgegeben von J. C. Goßler.

Nro. VII. July-Heft 1825. Alte Nummer XIX.

Das Kegelspiel.

(Eine Erzählung von K. G. Prätzel, aus dem Taschenbuche Eidora.")

Wenn die Kobelsbacher die Woche hindurch im Schweiß ihres Angesichts auf Erfüllung ihrer Berufspflichten bedacht gewesen waren, so stand ihnen des Samstags nach der Betstunde regelmäßig ein Stück Arbeit bevor, das jenen Bemühungen für des Lebens Nahrung und Nothdurft an Schwierigkeit nur wenig oder nichts nachgab: Der Spaziergang nach einem ziemlich entfernten Wirthshause, mitten in einer öden, das Städtchen umringenden Sandwüste gelegen, und der durstige Reiter genannt. In trauriger Einförmigkeit führte der Weg zwischen versenktem Haidekraut und bestaubten Brombeergebüsch dahin. Kein schattiger Baum gewährte Schutz gegen die stechende Sonnenhitze, kein grünendes Fruchtfeld bot den umschauenden Blicken sich dar, kein Vogel ergötzte das Ohr mit fröhlichem Gesange. Von der stiefmütterlichen Natur auf das unbarmherzigste zurückgesetzt und verwahrlost, war die Gegend wie ausgestorben, und es ward, jedes anderweitigen belebenden Hauches ermangelnd, die rings herrschende lustlose Stille nur durch die muntern Gespäche der Spaziergänger unterbrochen, welche mit mühseligem, aber herzhaftem Eifer sich durch den tiefen Sand hindurch zu arbeiten, und auf ihr beabsichtigtes Ziel loszusteuern beschäftigt waren. Ihr standhafter Muth blieb nicht unbelohnt. Ein freundliches, mit einem geräumigen und sorgfältig angebauten Garten versehenes Haus, nahm endlich, nach glücklich überstandenen Beschwerden, die keuchenden Wanderer auf; frisch gezapfter Gerstentrank, der eben so-

wohl seiner inneren Güte, als den Umständen, unter welchen er genossen wurde, seine Berühmtheit zu verdanken hatte, labte ihren lechzenden Gaum, bequeme Ruhebänke, von Jasmin und Geisblatt schirmend überlaubt, winkten den herbeigeströmten Naturfreunden entgegegen, und eine wohleingerichtete, an der Gartenplanke hinablaufende Kegelbahn eröffnete dem Verlangen nach harmlosem Zeitvertreib, wie der Liebe zum Gewinne, die lockendsten Aussichten. Auf das angenehmste verstrich unter Spiel und Genuß, unter ehrbarem Gespräch und muthwilliger Neckerei der Rest der Nachmittagsstunden. Befriedigten Sinnes schickte man, wenn die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen versandte, zur Heimkehr sich an, und mit der nähmlichen unverdrossenen Anstrengung, mit welcher man früherhin den gemeinschaftlichen Belustigungsort zu erreichen bemüht gewesen war, durchwatete man das Sandmeer von neuem, um noch vor dem völligen Einbruche der Nacht die Nähe des Städtchens zu gewinnen. Denn aller anziehenden Kraft zum Trotz, welche der durstige Reiter, verjährter Gewohnheit gemäß, auf die Gemüther ausübte, pflegte es doch nur unter Vermittelung eines ermuthigenden Rausches zu geschehen, daß einzelne Wagehälse dann und wann den Abend hereindämmern ließen, bevor sie von ihren Sitzen sich erhoben, und auf den sichern Rückzug bedacht waren.

An derselben Stelle, wo jetzt ein betriebsamer Wirth die Erquickung saßweise feilbot, war vor vielen Jahren ein Reitersmann sammt seinem Gaul vor Durst und Erschöpfung jämmerlich verschmachtet und umgekommen. Mit Schrecken und Entsetzen hatte das schauderhafte Ereigniß die Bewohner des Städtchens erfüllt, keiner unter ihnen jedoch, aller von Seiten der Obrigkeit ausgehenden Ermunterungsvorschläge ungeachtet, es über sich zu gewinnen vermocht, dem allgemeinen Best ein ruhmwürdiges Opfer zu bringen und, zu künftiger Verhütung ähnlichen Unheils, in der öden Sandsteppe sich anzusiedeln; bis endlich ein ganz fremder Mann, der mit menschenfreundlichen Gesinnungen und Grundsätzen eine gediegene Kenntniß des Brauwesens verband, zu einer häuslichen Niederlassung dieser Art geneigt und erbötig gewesen war. Die zu seinem Vorhaben bewilligte Unterstützung dankbar benutzend, hatte er hoffenden Muthes gerade an dem Orte, wo man die beiden bedauerswerthen Opfer gefunden, sein wirthliches Wohndach errichtet, durch unermüdlich ausdauernden Fleiß den umliegenden Bodengrund in fruchtbares Ackerland verwandelt, und zugleich durch geschickte Handhabung des erlernten Gewerbes ein so kräftiges Reizmittel zu Wege gebracht, daß er durch den zahlreichen Zuspruch, dessen er sich an Sonn- und Festtagen zu erfreuen hatte, schon nach Verlauf einiger Jahre das auf fremde Kosten erbaute Wirthshaus zum durstigen Reiter als freies

Eigenthum besaß. Der Mann, ursprünglich ein armer Schlucker, war durch die kühne Vollführung eines Entschlusses, vor welchem jeder andere zurückschauderte, nach und nach in so sichbaren Wohlstand gerathen, daß es, um seine Lage von ganzem Herzen zu beneiden, nur der Beseitigung gewisser Rücksichten bedurft hätte. Diese schienen indessen gegründet genug, um allen mißgünstigen Gedanken sogleich Zaum und Gebiß anzulegen. Es war nähmlich nach der Aussage sehr glaubwürdiger Personen nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, daß der Geist des Unglücklichen, der hier, von aller menschlichen Hülfe verlassen, einst ein so schmähliches Ende gefunden, noch dann und wann, eingedenk des Berufes, in welchem ihn das grausame Verhängniß überrascht, bei nächtlicher Stille sein Wesen triebe, indem er, auf einem schwarzen Rosse sitzend, in der Umgegend umherirrte. Auch sogar der Wirth selbst beobachtete, statt zu Gunsten des eigenen Vortheils durch kräftige Widerlegung jener allgemeinen verbreiteten Sage seine furchtsamen Gäste zu längerem Verweilen zu bewegen, über diesen Punkt ein geheimnißvolles Stillschweigen, zuckte, wenn man mit neugierigen Fragen ihn drang, bedenklich die Achseln und ließ es am Ende bei der eben so ungenügenden als einfachen Erklärung, daß er die Möglichkeit der Sache weder zu behaupten noch zu leugnen wage. Mann konnte nicht klug daraus werden, ob er wirklich die Ueberzeugung der bei ihm verkehrenden Gäste theile, oder mit seinem schwankenden Bescheide nur die Sicherung seines Hauses und Eigenthums vor nächtlichen Besuchen handgreiflichen Schlages zum Zweck habe.

Unter denjenigen, die nur der schwere Kampf mit Sorgen der Nahrung abhielt, ihre Anhänglichkeit an den durstigen Reiter durch noch fleißigere Wanderungen nach dem beliebten Lustorte zu beurkunden, befand sich Meister Haufeld, seines Standes und Gewerbes ein Sattler, seines Sinnes und Wesens aber der unverwüstliche Zechbruder und Biertrinker von ganz Kobelsbach. Von jeher war es ihm eigen gewesen, die Vollführung jener Berufspflicht der Befriedigung seiner Lieblingsneigung unterzuordnen, bis er sich endlich dahin gebracht sah, auch diesen letzten nur in sehr unvollkommenem Grade noch Genüge leisten zu können. Bei dem lockeren Lebenswandel, dem er, allen von Zeit zu Zeit gefaßten besseren Vorsätzen zum Trotz, sich leichtsinnig dahin gab, war die Verhütung seines gänzlichen Untergangs lediglich dem Umstande beizumessen, daß der Himmel ihm eine Tochter verliehen hatte, die mit hervorstechenden körperlichen Reizen zugleich den Besitz aller häuslichen Tugenden in sich vereinigte, deren es bedurfte, um die erschütterten Grundpfeiler einer ihrem Schicksal preisgegebenen Wirthschaft vor dem völligen Einsturz zu bewahren. Mit liebevoller Sorgfalt nahm sie sich,

nachdem sie schon im vierzehnten Jahre durch den Tod ihrer Mutter auf ernstere Pflichten dieser Art hingewiesen worden war, ihrer drei jüngeren Geschwister an, und auf das angelegentlichste war sie darauf bedacht, durch Ordnung und Sparsamkeit die verderblichen Folgen abzuhalten und abzuwenden, welche unaufhörlich aus den entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten des Vaters hervorgingen. Es konnte nicht fehlen, daß die muntere und hübsche Susanne durch ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit die Augen aller derjenigen auf sich ziehen mußte, die nur irgend für weibliche Vorzüge Sinn und Gefühl hatten. Wie emsig und planmäßig aber auch bald dieser, bald jener darauf hinarbeitete, sich ihrer Gegengunst zu versichern; alle Bemühungen blieben vergeblich. Kalt und streng wies sie die Zudringlichen von sich zurück, und während man den entschiedenen Wiederwillen, den selbst die vortheilhaftesten Liebesbewerbungen nicht zu beseitigen im Stande waren, einer ihrem Wesen eigenthümlichen Unempfindlichkeit für Regungen solcher Art zuschrieb, gerieth niemand auf den Argwohn, daß einzig und allein der arme Tischlermeister Wolbert, dem sie sich heimlich gewogen fühlte, die Klippe sey, an welcher die lockendsten Anträge und Anerbietungen rettungslos scheiterten. Leider war jedoch nicht der entfernteste Anschein vorhanden, daß ihr Vater die getroffene Wahl jemals billigen werde, da er dem Begünstigten, von dem er einst auf eine sehr empfindliche Weise beschamt und beleidigt worden war, in der Erbitterung seines Gemüthes einen ewigen Haß geschworen hatte. Und vielleicht würde mancher andere an seiner Stelle keineswegs glimpflicher mit ihm verfahren seyn!

Durch angebornes Talent und fleißige Uebung hatte Meister Hausfeld sich im Kegelschieben eine Geschicklichkeit zu eigen zu machen gewußt, welche den unbetheiligten Zuschauer in eben dem Maße zur lebhaftesten Bewunderung hinriß, wie sie über die Anstrengungen aller derjenigen, die sich mit ihm in die Schranken zu stellen wagten, fortwährend die glänzendsten Siege davon trug. Es läßt sich denken, daß er keine Gelegenheit versäumte, sich eines Erwerbzweiges zu bedienen, dem er theils des Vergnügens, theils des klingenden Gewinnes wegen vor jedem andern den Vorzug gab. Hauptsächlich waren es die samstägigen Zusammenkünfte auf dem durstigen Reiter, aus welchen er, vermittelst der ebengedachten Kunstfertigkeit, seinen Vortheil zu ziehen suchte, indem er es sich auf das unbedingteste und sogar mit williger Verzichtleistung auf die Betstunde, zum Gesetz machte, stets der erste auf dem Platze zu seyn. Eben so natürlich aber war es auch, daß den übrigen Mitspielern der Tribut, den er regelmäßig von ihnen zu erheben gewohnt war, um so mehr zum Anstoß und Aergerniß gereichen mußte, je zuverlässiger sie schon im Voraus den Preis berechnen konnten, um

welchen sie, wenn endlich zur Ausgleichung der vorhandenen Sündenregister geschritten wurde, den unternommenen Zeitvertreib zu erkaufen hatten. Es war jedoch, da man ihm die Theilnahme an dem Spiel nicht füglich untersagen konnte, nichts dabei zu thun, als entweder den gefährlichen Kampfplatz zu vermeiden, und den innern Groll über die Warnungen der Vernunft im Bierkruge zu ertränken, oder den leidenschaftlichen Hang mit hartnäckiger Ausdauer zu befriedigen und über dem Behagen an der Sache selbst, den mit ihr verbundenen unvermeidlichen Verlust zu verschmerzen.

Da trat eines Tages, als der Gefürchtete unbekümmert um die sauren und mißmüthigen Gesichter, die ihn umringten, eben aus Leibeskräften wieder auf eine gesegnete Erndte bedacht war, der junge Wolbert aus dem Kreise der müßigen Zuschauer zu ihm heran, gab ihm durch einen ernstverweisenden Blick seine Unzufriedenheit zu erkennen, und sagte mit dem ihm eigenen freimüthigen Ton und Geberdenspiel: „Nehmt es mir nicht übel, Meister Hausfeld, daß ich nicht länger umhin kann, Euch laut und öffentlich zu wiederholen, was ich Euch schon mehrmals, jedoch ohne allen Erfolg, unter vier Augen vorzustellen und ins Gewissen zu schärfen versucht habe. Ich finde es nicht löblich von Euch, daß Ihr von der Ueberlegenheit, die Ihr in diesem Spiel erworben, einen so gewinnsüchtigen Gebrauch macht und mit so begierigem Eifer fremde Taschen fegt; indem Ihr als Erwerbssache behandelt, was eigentlich nur zur gesellschaftlichen und ergötzlichen Unterhaltung zu dienen bestimmt ist. Die Art und Weise, wie Ihr mit Eurem stets gleichen und sichern Wurfe unter den Kegeln wirthschaftet, stört das Vergnügen: niemand kann es Euch nachthun, und mit Recht scheut sich ein Jeder, an dieser Belustigung Theil zu nehmen, weil er schon vorher weiß, daß er sein Geld mit Gewalt wegwirft, sobald Ihr Euch im Kegelhause befindet. Ich meine es gut mit Euch, und eben deshalb kann ich es nicht ertragen, daß Ihr durch den unverhältnißmäßigen und niemals fehlschlagenden Gewinn, den Ihr hier jeden Samstag Euch zu verschaffen wißt, bei Alt und Jung in einem so gehässigen Lichte erscheint, drum laßt davon ab, und wenn ihr Euch durchaus nicht anders gegen die Langeweile zu schützen wißt, so erwählt ein Spiel, in welchem es mehr auf die Entscheidung des Glücks ankommt, und die Gegner Euch besser gewachsen sind!“

„Ihr müßt mir einen sehr hohen Grad von Sanftmuth und Gelassenheit zutrauen, versetzte Hausfeld mit einem höhnischen Lächeln, „daß Ihr Euch solche Freiheiten herausnehmt und Euch dreist und zudringlich in Dinge mischt, die Euch ganz und gar nichts angehen! Oder hat etwa Euer Anverwandter, der Wirth, Euch in Sold genommen, um seiner

Gästen Anzüglichkeiten zu sagen, die er in eigener Person vorzubringen Bedenken trägt?"

„Keineswegs," erwiederte Wolbert." Es geschieht ganz aus eigenem freien Antriebe, daß ich mit Euch rede, wie es mir ums Herz ist. Ich habe als unpartheiischer Zuschauer bei der Sache weder etwas zu verlieren noch zu gewinnen; eben deshalb darf ich auch nicht besorgen, in den Verdacht einer unlautern Nebenabsicht zu gerathen, indem ich Euch ohne Furcht und Rückhalt die Wahrheit sage. Ich bleibe dabei, es ist gegen alle Ordnung und Billigkeit, daß die hier verkehrende Gesellschaft um eines einzelnen Todtmachers willen, ihren Liebhingszeitvertreib an den Nagel hängen und aufgeben soll!"

Mit kirschrothem Gesicht und funkelnden Blicken schickte Hausfeld sich an, dem unberufenen Sittenprediger, der ihm hier auf so lästige Weise in die Quere kam, seinen ganzen Zorn und Unwillen zu erkennen zu geben; ein unruhiges und mehr und mehr überhand nehmendes Gemurmel, das unter den Umstehenden sich vernehmen ließ, hielt ihn jedoch von Ausführung seines Vorhabens zurück. Die tadelnden Worte, welche man so eben von Wolberts Lippen vernommen, waren allen wie aus der Seele gesprochen, und nicht länger, nachdem zu Gunsten des allgemeinen Besten ein so entscheidender Schritt gethan war, fühlte man sich jetzt zu der duldsamen Schonung und Höflichkeit mehr geneigt, die man dem Unüberwindlichen seither stillschweigend bewiesen hatte. Unverzüglich schlug sich der größte Theil der Anwesenden auf Wolberts Seite, und verschiedene Stimmen fingen, durch das gegebene Beispiel ermuthigt, den eben gehaltenen Vortrag mit so kräftigem Nachdruck und auf so betäubende Weise zu unterstützen an, daß dem Erbitterten, der durch den kecken Gewaltstreich des Tischlers sich plötzlich und für immer um seine schönsten Aussichten gebracht sah, nichts übrig blieb, als dem Drange der Umstände zu weichen. Unter dem angenommenen Scheine verächtlicher Gleichgültigkeit seinen kochenden Ingrimm verbeißend, begab er sich nach einer entfernten Gartenlaube, in welcher Susanne mit den Geschwistern sich aufhielt, ertheilte barsch und herrisch die Befehle zum Aufbruch, und keiner, der ihn seinen Einzug in's Städtchen halten sah, konnte fassen und begreifen, wie es zugehe, daß unter allen, nach dem durstigen Reiter hinausgeströmten Spaziergängern Meister Hausfeld heut, so ganz gegen seine sonstige Sitte zuerst nach Hause zurückkehre.

Der verdrießliche Vorfall, der ihm unerwartet begegnet war, hatte freilich zur Folge, daß er nicht weiter darauf rechnen durfte, in dem Kreise seiner Freunde und Bekannten nach wie vor den gewohnten Gewinn zu erbeuten. Es mußte mithin, sollte die erworbene Meisterschaft

nicht zum todten Kapital herabsinken, auf anderweitige Zinsenwerbung gedacht werden; und keineswegs ließ sein erfinderischer Kopf ihn dabei im Stiche. Statt noch länger nach der herbeigeführten Weise seiner Mitbürger, sich des Samstags nach dem durstiger Reiter hinaus zu verfügen, die kostbare Zeit unthätig hinzubringen, oder bei verlangter Aufnahme unter die Kegelspieler, sich neuen Beleidigungen auszusetzen, fing er hinfüro, dem heimlich entworfenen Plane gemäß, allmählig an, diese Wanderung des Dienstags zu unternehmen, wo er zwar niemals einen Kobelsbacher antraf, doch nur höchst selten an sonstiger gesellschaftlicher Unterhaltung gänzlichen Mangel litt. Es traf sich nähmlich, daß regelmäßig an gedachtem Tage der schwer befrachtete Postwagen vor der Thür des Wirthshauses anlangte und hier gewöhnlich ein paar Stunden zu verweilen pflegte, bevor er wieder in Bewegung gerieth und seinen Schneckenzug nach der Gegend des Städtchens fortsetzte. Die erschöpften und ermüdeten Rosse wurden abgespannt und in den Stall gezogen, um von der gehabten schweren Arbeit sich zu erholen und für den noch übrigen Theil der zu durchmessenden Sandsteppe neue Kräfte zu gewinnen; der Wagenführer begab sich nach der Schenkstube und nahm seinen Platz am Fenster ein, um mit der Pflege des Leibes zugleich die wachsame Aufsicht über sein Fuhrwerk zu verbinden; die Reisenden aber, die der Zufall diesen Weg nehmen u. die nothgedrungene Rast theilen ließ, pflegten nachd em sie sich hinlänglich erfrischt hatten, von der Langweile geplagt, müßig im Garten umherzuschlendern. Und dies war der Augenblick, wo Meister Haufeld sein Netz auswarf, indem er den Ankömmlingen sich näherte und mit treuherziger Freundlichkeit ihnen ein Spielchen auf der Kegelbahn vorschlug. Gewöhnlich war ihnen die Gelegenheit zu einem Zeitvertreib dieser Art erwünscht und willkommen, nur selten ward er mit seiner Einladung abgewiesen, und niemals fand unter denjenigen, die den Vorschlag annahmen, sich irgend einer, der bei der Beendigung des kurzen Wettkampfes ganz schadenfrei davon gekommen wäre. Haufeld besaß Verstand und Einsicht genug, um, nach der grausam gestörten ansehnlichen Ergiebigkeit dieser Erwerbsquelle, auch mit der geringern Ausbeute sich zu begnügen, welche Zeit und Umstände gestatteten. Der Wirth aber, dem die fein angelegte Straßenräuberey schon des eigenen Vortheils wegen eben nicht im ungünstigen Lichte erschien, verspürte durchaus keinen Beruf, durch grämliche Verweise und Gegenvorstellungen in die Fußstapfen seines freimüthigen Vetters zu treten, sonderen lächelte vielmehr schalkhaft in's Fäustchen, wenn er sah, mit welcher Emsigkeit der betriebsame, zur Schonung seiner Freunde und Gevattern verurtheilte Schlaukopf den eintreffenden fremden Zugvögeln die Federn auszurupfen beschäftigt war. (Fortsetzung folgt.

Pompeji.

(Beschluß.)

So finden wir denn in Pompeji fünf öffentliche Gebäude, die, so zu sagen, an einander stoßen. Wo sind die neuern Städte, selbst wenn man sie von der ersten Größe nimmt, in denen man auf einem so kleinen Raume so viel öffentliche Gebäude fände?

Unter den Straßen bietet die sogenannte Strada Maestra die meisten Merkwürdigkeiten dar. An den Seiten ist sie mit Trottoiren und einigen Bogengängen versehen, die jedoch nicht mehr als zwei Personen fassen können. Bei einer Länge von ungefähr 60 Toisen ist sie 12 bis 13 Fuß breit. Auf den sehr harten Lavaplatten des Pflasters sieht man die alten Spuren oder Gleise der Wagen und Karren. Es ist schwer zu begreifen, wie in einem so engen Raume das Fuhrwerk Statt finden, oder wie die Wagen einander ausweichen konnten. Von Zeit zu Zeit sind mehrere erhabene platte Steine angebracht, um für die Fußgänger zur Regenzeit als Brücken dienen zu können.

Der Anblik dieser öden, verlassenen Straße ist auffallend traurig. Man sucht in derselben Bewohner, man wünscht Menschen zu sehen, Lärm zu hören. Die Kaufgewölbe sind ungefähr wie die unsrigen, nur meistens viel kleiner. Auch haben solche eine kleine Thüre an der Seite, und vorn einen, gewöhnlich aus einer großen Marmorplatte bestehenden Rechentisch. Aus den darin gefundenen Geräthschaften kann man auf die Gegenstände, die hier verkauft wurden, und das Gewerbe ihrer Besitzer schließen. So kann man z. B. sehr gut das Gewölbe eines Oehl- und warmen Getränkehändlers erkennen. Der Verkäufer stand hinter einem rechtwinkligen Tische, wie wir sie noch jetzt in ähnlichen Buden sehen, der auf das Schönste mit weißem Marmor ausgelegt war. Noch sind die runden Ringe deutlich zu sehen, welche die hingesetzten Tassen eingeätzt haben. An der einen Ecke des Tisches sieht man kleine stufenförmige Erhöhungen, ebenfalls mit Marmor belegt, auf welchen, nach den von den Tassen hinterlassenen Merkmalen, dieselben aufgestellt wurden.

Die Bäckerläden sind leicht an den Möbeln zu erkennen, die folgende Einrichtung haben: Auf einer runden Grundfläche steht ein zuckerhutförmig gestalteter Kegel. Ueber demselben ist ein genau anschließender Trichter gestürzt, mit einer weiten Schale oberhalb, um das Getreide aufzunehmen, und an der Seite zwei Henkel, Hebebäume hindurch zu stecken, um diese schwere Hülle des Kegels zu drehen. Durch ein Loch sickerte das Getreide aus der obern Schale zwischen den Kegel und den gedrehten Trichter, wodurch es alsbald zermalmet wurde.

Das Ganze ist aus Stein, und Grundfläche sammt Kegel aus einem Stücke gemacht. Die Oefen der Bäcker sind noch sehr gut erhalten, und gleichen den unsrigen; über dem Ofenloche befindet sich eine Esse.

Die Strada Maestra wird schief durch eine andere schmälere durchschnitten. In der Mitte dieses Kreuzweges befindet sich ein kleiner, aus einem Trog bestehender Brunnen, an dem ein senkrecht stehender Stein mit einer kleinen bleiernen Pipe sich befindet; es kann nichts Einfacheres, Schmuckloseres als diese Brunnen geben.

Hinter demselben, an der Mauer des Eckhauses, befinden sich eine Menge ohne Ordnung auf verschiedenen farbigen Grund, aufgemalte Inschriften. Es sind Ankündigungen von Verkäufen oder Vermiethungen. Man kann darunter mehrere unterscheiden, die über einander geschrieben worden sind. Es scheint, als ob derjenige, der etwas ankündigen wollte, die alte Annonce mit einer neuen schwarzen oder rothen Grundfarbe überstrichen, und sodann auf den neuen Grund mit einer andern Farbe geschrieben habe. Die Buchstaben sind sehr lang gezogen, und scheinen auf den ersten Anblick alle einander gleich; bei näherer Betrachtung gewahrt man jedoch bald den Unterschied, und das Lesen derselben scheint keinen großen Schwierigkeiten unterworfen. Da diese Mauer der Sonne und dem Staube sehr ausgesetzt ist, so werden gewiß sehr bald die Inschriften unleserlich werden, ja selbst die Buchstaben verschwinden. Ich hatte eine derselben, worin ein gewisser Marcellus Bäder zum Verpachten antrug, ganz abgeschrieben; allein sie ist mir verloren gegangen.

Ueberhaupt müssen die Alten sehr viel auf Inschriften gehalten haben; überall findet man deren mit Cursiv-Schrift an den Mauern; unter denen manche sehr sonderbar ist.

Es scheint, als ob mehrere Häuser von Außen bemalt gewesen; doch getraue ich mir nicht zu behaupten, daß es alle waren. Ausgemacht ist, daß man noch oft auf den äußern Mauern Reste von buntem Mörtel findet.

Der Cicerone unterläßt nie, in der Strada Maestra — fast gegenüber von dem Gewölbe des Verkäufers warmer Getränke, — auf einen in der Mauer eines Hauses befestigten Stein aufmerksam zu machen, auf dem ein Phallus oder Priap, mit einer Art von Nische — ebenfalls in Basrelief — umgeben, und mit Farben bemalt, angebracht ist. Diese sonderbare, mitten in einer Stadt den Blicken der Vorübergehenden bloß gegebene Darstellung, hat zu drei Vermuthungen Anlaß gegeben. Die Einen — und zwar die größere Zahl — behaupten, es sey das Zeichen eines öffentlichen Hauses; andere meynen, es sey das Zeichen eines Verkäufers von Phallus, die, wie man weiß, bei den Römern einen

Religionsgegenstand ausmachten, und von den Frauen als Putz getragen wurden. Endlich ist die dritte Muthmaßung, es sey das Symbol des Gottes der Gärten, welches man bekanntlich allenthalben anbrachte, und öfters über die Thüren stellte. Hätte man im Innern des Hauses obscene Gemälde oder Mosaiken gefunden, so wäre die erste Meinung wohl hinlänglich erwiesen. Allein da dieses Haus eines der am meisten geplünderten ist, so war es mir nicht möglich, etwas Näheres zu bestimmen.

Doch betrachten wir die Häuser und Wohnungen dieser alten Stadt etwas genauer.

Sie sind amphitheatralisch auf einem Hügel erbaut, so daß oft der zweite Stock mit einer höher liegenden Straße gleich liegen würde. Die obersten Theile der Häuser haben sehr stark gelitten, allein die untern Anlagen sind unbeschädigt. Es scheint nicht, als ob mehr als zwei Stockwerk vorhanden gewesen; diese aber waren wenigstens vorhanden, da man mehrere Gewölbe findet, aus denen eine kleine Stiege nach einem Stockwerk führt, das nicht mehr vorhanden ist. Der, wenn man von Neapel kommt, links liegende Theil der Stadt ist gleicher und ebener, als der rechts liegende, wo sich die Häuser amphitheatralisch erheben. Außer dem aber gleichen sie einander vollkommen.

Einige Hausthüren sind breiter als die übrigen. So bemerkt man besonders eine, welche die Wohnung eines wohlhabenden Einwohners zu bezeichnen scheint. Die sich fast über das ganze Trottoir erstreckende Thürschwelle ist mit einer Mosaik verziert, die einen großen, schlafenden Löwen vorstellt, was in der Entfernung sehr viel Wirkung macht. Bei andern Häusern liest man auf der Schwelle, mit großen, aus kleinen weiß marmornen Würfeln gebildeten Buchstaben, das Wort: Salve.

Alle Häuser sind nach Einem Geschmack gebaut. Stets tritt man in einen Hof, dessen Fußboden aus einer Lage jenes wasserdichten Ciments besteht, womit man noch gegenwärtig in Neapel die Häuser deckt. Gewöhnlich umgiebt den Hof eine, von Säulen, auf denen das Dach ruht, getragene Gallerie. In der Mitte befindet sich ein viereckiges, mehr oder weniger großes Wasserbecken, von höchstens Einem Fuß Tiefe.

Die Zimmer umgeben den Hof und haben keine andere Oeffnung, als die ziemlich enge Thüre. Sie sind sämmtlich gewölbt, und gleichen einer Art Mönchs-Zellen. Nur sehr selten steht das eine mit dem andern in Verbindung. Es ist schwer, bei der Kleinheit der meisten dieser Zimmer, zu begreifen, wie man darin hat wohnen können; mehrere sind nicht breiter, als die Dicke eines gewöhnlichen Mannes; ja es giebt selbst welche, die noch schmaler sind. Aber stets sind dieselben von oben herab mit kleinen Basreliefs von Gips oder mit Malereien verziert.

Sehr oft besteht der Fußboden aus Mosaik, welche Blumen, architectonische Verzierungen oder Figuren lebender oder imaginairer Wesen vorstellen. Manchmal sind es wirkliche Gemälde, wie z. B. die gegenwärtig zu Neapel sich befindenden beiden Mosaiken des Bildhauers Dioscorides, der seinen Namen darin angebracht hat. Sie stellen zwei, sehr gut ausgeführte, Komödien-Scenen vor, und Winkelmann zieht sie der berühmten alten Mosaik von Rom — die Tauben — vor. Bei einigen dieser Mosaiken hat der vorgestellte Gegenstand Bezug auf den Stand des Hausherrn oder den Zweck, wozu das Zimmer bestimmt war. So erinnere ich mich, in einem Zimmer ein Skelet in der Mosaik gesehen zu haben. Wahrscheinlich war dieses das Haus eines Wundarztes; wie mich mein Cicerone versicherte, so hat man darin ein Bindzeug gefunden, das gegenwärtig in den Studi sich befinde.

Da auf dieser Seite die Stadt, wie bereits bemerkt worden, in Amphitheater-Form erbaut ist, so dient oft der Hof, in welchen man von der Straße aus eintritt, wenigstens zum Theil, für die untern Gemächer zur Decke, aus denen die Thüren wieder in einen andern Hof gehen, der zur Decke für die Zimmer zu ebener Erde dient. Es ist übrigens nicht nöthig zu bemerken, daß diese Höfe von der einen Seite offen, und daß die drei andern Seiten bloß von der Gallerie umgeben waren, aus welcher man nach den Zimmern gelangte. Welch' einen prachtvollen majestätischen Eindruck mußte von dieser Seite her die Stadt machen, wo die Häuser den Anblick einer dreifachen, amphitheatralisch sich erhebenden Colonade gewährten. Es ist wahr, die Lage begünstigte diese Art zu bauen, aber es scheint auch, daß dieses der Gebrauch bei den Alten war, und daß sie selbst in der Ebene sich dieser Bauart so viel nur möglich zu nähern suchten. Eine Vermuthung, in welcher mich der Anblick aller auf ihren Mauern abgebildeten Städte oder Landhäuser bestärkt. Stets sind die Häuser mit mehreren Stockwerken, die ein Amphitheater bilden, vorgestellt. Da demnach alle Häuser von der einen Seite offen waren, so konnten sie mit der größten Bequemlichkeit stets der freien, frischen Luft genießen, was unter diesem warmen Himmelsstrich ein wahres Bedürfniß ist.

In mehreren Häusern trifft man sehr bequeme Bäder an. Gewöhnlich sind solche in dem Fußboden des Zimmers angebracht; zuweilen ist es ein ganzes Gemach, was zum Bad oder auch zum Schwitzbad diente. Noch sieht man die Oefen, wo das Wasser gewärmt, so wie die Röhren, durch welche es in die Bäder geleitet ward.

Nirgends habe ich eine Spur davon gefunden, daß die Alten unsere Rauchfänge gekannt hätten. Es scheint, daß ihre Küche aus einer Art von erhöhter Esse bestand, ganz ähnlich unsern Heerden. Der Rauch

gieng durch eine an der Seite angebrachte Oeffnung hinaus; unter dem Heerde befindet sich ein Raum für Holz und Kohlen. Alles was ich einem Rauchfang Aehnliches bemerkt habe, war in einem Gewölbe eine lange und breite Röhre, die wohl zu diesem Zweck angebracht seyn konnte.

Die Fenster sind, wie bereits bemerkt, sehr klein und wenig. Wie bekannt, bedienten sich die Alten statt der Scheiben, dünner Gipsblätter; aber man wußte nicht gewiß, ob sie auch Glasscheiben hatten. Winkelmann versichert, daß man, in einem gegen Mittag gelegenen Hause, ein Fenster mit sehr schönen Scheiben, von drei Palmen im Viereck gefunden habe. Wenn dieses wirklich der Fall war, so weiß ich nicht, wo diese Scheiben hingekommen sind, da ich in keinem einzigen Museum zu Neapel sie gesehen habe. Indessen zweifle ich keinesweges daran, daß den Alten der Gebrauch der Glasscheiben bekannt gewesen; allein sie waren ein Gegenstand des Luxus. Uebrigens darf man sich nicht darüber wundern, daß man deren so selten in den Fenstern zu Pompeji findet; ist es doch kaum ein Jahrhundert, daß die Glasscheiben, vorzüglich die Tafelscheiben, noch in Italien, selbst in den Palästen, selten waren.

Gewöhnlich sind die ausgegrabenen Häuser ohne Mobilien. Es scheint, als ob die Einwohner noch Zeit gehabt hätten, ihre besten und leichtesten Gegenstände hinwegzuschaffen. Doch trifft man in einigen Häusern mehr als in den andern an. — Wahrscheinlich waren es die Wohnungen zweierlei Gattungen von Personen, die solche darin gelassen: die Furchtsamen, welche bei dem ersten Anschein von Gefahr sich flüchten zu müssen glaubten, und die Geizigen, die lieber umgeben von ihren Besitzungen sterben wollten, als sich von denselben trennen. So sind es denn nur die Skelette der letzten, die man noch findet, und das Räthsel ist gelöst, warum so wenig in dem Orte selbst ausgegraben worden. Man hat deren in den neuern Zeiten in großer Anzahl ausserhalb der Stadt, vorzüglich auf den Straßen gefunden. Gewiß waren dieses die Unglücklichen, die aus noch näher gegen den Vesuv liegenden Ortschaften, sich nach der Stadt flüchteten, wo sie Schutz zu finden hofften.

Man kann sich leicht denken, daß alle Möbel von Holz gänzlich zerstört sind, selbst das Eisen hat vom Roste sehr viel gelitten. Ich sah mitten in einer Straße einen Wagen ausgraben, dessen ganz aus Eisen bestehende Räder so vom Rost zerfressen waren, daß man die allergrößte Vorsicht gebrauchen mußte, um zu verhindern, daß er nicht beim Transport nach Portici in tausend Stücke zerfiel. Aber alle Verzierungen, Statuen und Möbeln, die von Bronze, von Marmor, ja selbst von Elfenbein waren, sind von der Lava vollkommen erhalten worden, und haben nicht die geringste Beschädigung erlitten. Ungeachtet aller

Vorsicht kann man dennoch nicht verhindern, daß die für die Ausgrabung angestellten Arbeiter nicht sich einer Menge kleiner Gegenstände bemächtigen, die sie dann unter der Hand an Fremde verkaufen.

Um die Beschreibung der Häuser in Pompeji vollständig zu machen, wollen wir uns noch etwas bei den Gemälden aufhalten, womit in allen Zimmern die Wände geschmückt sind; ein Gegenstand, der oben nur ganz kurz berührt wurde.

Die vorzüglichsten auf die Zimmer-Mauern gemalten Verzierungen, bestehen aus Arabesken. Gewöhnlich erheben sich gegen die Ecken der Mauer lange Säulen, welche von Blumen Guirlanden, oder einer Menge bizarrer Figuren gebildete Frisen tragen, Figuren, wie solche eine im Phantasiren begriffene Person zu sehen wähnt. Zuweilen bedecken diese Arabesken die ganze Wand des Zimmers, aber am gewöhnlichsten ist die Mauer mit einer gelben, oder rothen, oder blauen, ja selbst schwarzen Grundfarbe angestrichen, in deren Mitte ein kleines, rundes, ovales oder viereckiges Gemälde hervorspringt, das Figuren vorstellt, die Vasen oder Früchte tragen; Frauenzimmer, welche tanzen, oder Papyrus aufrollen; endlich enthält dieses Gemälde zuweilen eine wirkliche Handlung, eine Scene, oft auch Landschaften. Mit einem Worte Alles, was man Angenehmes, Anziehendes, Zierliches sich denken kann, findet sich in diesen Gemälden. Oft stößt man auch auf Bizarrerien, aber nie habe ich einen schlechten Geschmack gefunden. Ueberall herrschte in diesen Gemälden Symmetrie, aber eine nothwendige, keinesweges ermüdende Gleichheit. So wird man z. B. als Gegenstück einer Figur, nie eine Landschaft, sondern jedesmal eine andere Figur in veränderter Stellung finden.

Als ich das vorletzte Mal Pompeji besuchte, beendigte man gerade die Ausgrabung eines Hauses, welches, wie es mir vorkam, unter die ansehnlichen gehörte. Alles war darin mit viel mehr Fleiß als in den übrigen Häusern gemalt. Die Mauern im innern Hof waren mit vielem Geschmack gemalt, selbst die Säulen, welche die in allen Häusern befindliche Galerie bilden. Unten an diesen Mauern sah man Hirschköpfe, Ziegen u. d. gl.; etwas weiter oben, auf einem schönen gelben Grund gezeichnete nackte Soldaten; noch weiter in der Höhe waren Fruchtgemälde von ausgezeichneter Schönheit. Vorzüglich fesselte meine Aufmerksamkeit die Darstellung von Weintrauben und eine Schüssel mit Feigen. Eine andere, nicht weniger schöne Zeichnung stellte zwei Enten vor, von denen die eine todt. Man konnte nichts Wahreres, Treffenderes sehen, als diese todte Ente. Alles war noch so frisch, so wohl erhalten, als ob der Maler erst jetzt den letzten Pinselstrich vollendet habe. Wie man sieht, bezogen sich alle Vorstellungen auf Gegen-

stände der Speisen und der Tafel, was mich in meiner Ansicht bestärkt, daß die Alten des Sommers unter diesen Gallerien speisten.

In einem benachbarten Zimmer hatten die Figuren auf den Gemälden eine Höhe von zwei und drei Fuß. Es waren theils Tänzerinnen, theils auf Betten sitzende Männer und Frauen. Gewöhnlich sind die männlichen Figuren nackend: dagegen die Frauenzimmer fast immer irgend eine Drapperie haben.

In keinem einzigen Zimmer fand ich dieselben Gemälde, die gleiche Verzierung. Ich zweifle, daß man in allen Häusern zu Pompeji nur zwey, in Bezug auf die Darstellung oder Art der Ausführung, ganz gleiche Gemälde findet. Ein Beweis wenigstens, für den Reichthum und die Fruchtbarkeit in der Erfindung bey den Malern jener Zeit.

Rücksichtlich des Talents sind die Meinungen getheilt. Die Einen glauben, daß kein neuer Künstler den Geschmack, die Feinheit in seine Zusammenstellung bringen könne, welche diese alten Werke darbieten. Auch hält wirklich der am Besten gemalte Salon des reichsten Privatmannes von Neapel, keinen Vergleich mit diesen kleinen, so leicht, so freundlich gemalten Zimmern aus, deren Verzierungen mit so viel Zartheit und Geschmack angebracht sind. Man ist daher wenigstens gezwungen einzuräumen, daß die gewöhnlichen Zimmermaler unserer Zeit, denen jener Zeit, keineswegs gewachsen sind; was denn doch immer kein kleines Gewicht für die Behauptung einer größeren Kunstfertigkeit der Meister des Alterthums über unsere jetzigen Kunstfertigen ist. Wenn man in einer so kleinen Stadt, wie Pompeji, schon solche Malereien hatte, wie mußten erst jene seyn, welche die Gemächer der Beherrscher der Welt zu Rom schmückten?

Doch wird man immer genöthigt seyn, den Richterspruch rücksichtlich der Ueberlegenheit ihrer Maler so lange zu verschieben, bis man in Pompeji oder Stabiä ein wahres Meisterstück gefunden; was noch bis jetzt nicht geschehen ist. Ja es scheint selbst, als ob die Alten keineswegs gesucht hätten, ihre Compositionen zu vollenden, daß sie sich blos damit begnügten, Effect zu machen. Wenn nur eine Figur gut entworfen, mit Geschmack bekleidet, wenn die Drapperien die Muskulatur gut bezeichneten, die Bewegungen zierlich waren, wenn nur die Landschaft in einer gewissen Entfernung wahr war, wenn sich die Bäume, das Wasser, die Häuser dem Auge des Beschauers so darstellten, wie sich diese Gegenstände bey der Betrachtung aus der Ferne wirklich zeigen, so glaubten sie den Zweck ihrer Malerey bereits erreicht zu haben. Was die Landschaft anbelangt, so glaube ich, daß sie Recht hatten. Es ist unmöglich, bey einer Landschaft das Detail so zu unterscheiden, wie es unsere Maler darstellen. Aus der Ferne erblickt

man nichts als Massen; und das ist es, was jene darstellen. Auch muß man sich von ihren Gemälden, selbst von den kleinsten, entfernen, um sie gehörig beurtheilen zu können. Erst dann wird man gehörig die Gegenstände erkennen, die, von der Nähe betrachtet, nichts gleichen, oder nur ganz grob hingekleckt erscheinen.

Ihre Farben haben die allergrößte Lebhaftigkeit; die Grundfarben zum Beispiel sind so stark, so dunkel, daß man wähnt, sie sind fest in den Mörtel hineingearbeitet. Aber nichts weniger als dieses. Man mache etwas von dem Anwurf ab, und man erblickt, nichts als einen sehr weißen Kalk. worauf die Farbe nicht dicker aufgetragen ist, als die Dinte auf dem Papier. Wie vermochte eine so leicht aufgelegte Farbe so viel Jahrhunderten zu trotzen? Wie hat man das bewunderswerthe Mittel, die Farben so unvertilgbar aufzutragen, verloren?

Das Amphitheater ist zwar von den Antiquaren schon lange gekannt, allein, vielleicht weil es mehrere Male wieder verschüttet wurde, noch nicht mit der gehörigen Sorgfalt beschrieben worden. Es scheint beinahe das wohlerhaltenste Gebäude dieser Art zu seyn, das uns aus dem Alterthum übrig geblieben, und nirgends kann man eine so klare, so helle Vorstellung von der Einrichtung der alten Amphitheater erhalten, als hier. Wie erschütternd ist der Eindruck, wenn man durch die Thore in die widerhallende Arena eintritt, wo noch eben das Brüllen der wilden Bestien, das Geschrey kämpfender Fechter zu ertönen scheint. Ringsherum am Bord der Arena erblickt man noch mit ganz frischen Farben drohend und sprechend Gladiatoren, wüthende Stiere und kämpfende Löwen, in den vortrefflichsten Zügen angemalt. Man erwartet nur, daß sich die breiten Sitze füllen, das blutige Schauspiel beginnen werde.

Das Amphitheater liegt noch innerhalb der Stadtmauer, deren Lauf man sehr gut verfolgen kann: es ist von außen nur zum Theil von Schutt befreit, und daselbst offenbaren sich Bogen, die, obgleich viel kleiner, denen des Colliseums gleichen. Durch zwey prächtige Thore, an den Enden der Ellipse angebracht, tritt man in die Arena ein, deren längster Durchmesser zwei und achtzig, der kleine vierzig, und der Umfang etwa zweihundert Schritte beträgt. Das Podium ist eilftehalb Palmen hoch und so frisch bemalt, daß man darüber erstaunen muß. Ein Litiusbläser ist mit einer Art Beinharnisch bekleidet, welcher ganz den ungeheuern Stiefeln gleicht, deren sich vormals die Cüraſſire oder noch jetzt zuweilen die Postillons bei Postzügen bedienen. Die angemalten Stiere und Löwen sind voll herrlichen Ausdruckes.

Tritt man in die beiden einander gegenüberliegenden Hauptthore, so sieht man rechts und links einen kleinen Behälter, der wohl schwer-

lich zur Aufbewahrung der Bestien diente, da überhaupt nur vier, und zwar sehr kleine Behälter vorhanden sind.

Unter den Sitzreihen läuft ein großer Corridor elliptisch herum, und aus ihm gehen dann Treppen in die verschiedenen Abtheilungen der Sitze. Das Ganze konnte wohl gegen zwanzig tausend Menschen fassen. Eine sonderbare Eigenthümlichkeit desselben ist die Reihe Logen, welche es enthält. Nicht jede derselben hat ihren besondern Eingang, sondern je zwei Logen mit Eingängen haben zwei andere ohne Eingänge in sich eingeschlossen, so daß sich durch den einen Eingang die Loge selbst, wohin er führt, und noch ihre beiden Nachbarinnen, ihr rechts und links zur Seite liegend, füllten. Sitze haben diese Logen nicht, sondern man mußte entweder stehen oder Sessel aufstellen lassen.

Das Forum, — der große öffentliche Platz — ist gänzlich mit Säulengängen umgeben. Er hat 460 Fuß Länge. Man bemerkt auf demselben drei Triumphbögen, mehrere Fußgestelle für Reiterstatuen, und eine noch größere Anzahl für Fußstatuen. In dem Umfang der Säulengänge sieht man, auf einer der kleinen Seiten, drei Tempel, und auf der entgegengesetzten Seite einen großen corinthischen Tempel, zu dem neunzehn Stufen emporführen, dessen Frontispitz, von dreißig Fuß hohen, corinthischen Säulen gebildet, eine majestätische Wirkung machen mußte. Auf der linken Seite, wenn man mit dem Gesicht nach dem Tempel steht, gewahrt man eine große Basilika, einen Tempe, umgeben von Säulengängen, mit Hermessäulen von Marmor und herrlichen Malereien geschmückt. Man bemerkt unter denselben eine große Menge von Gemälden, deren Gegenstände aus der Iliade gezogen sind, allein die Gemälde sind gegenwärtig ganz verdorben. Auf der andern Seite des Forums gewahrt man ein schönes, mit der Bildsäule der Priesterin Eumachia geziertes Monument. Dieses Gebäude war der Versammlungsort der Wollarbeiter. Den übrigen Theil dieser Seite des Forums nehmen Tempel und Gewölbe ein, und bilden das Ganze zu einem äusserst interessanten Gegenstand.

Doch es ist Zeit, Pompeji's merkwürdige Ruinen zu verlassen, schon zu lange weilten wir vielleicht darin, aber — ein unbeschreiblicher Zauber fesselt den Wandrer an diesen so reizenden und doch zugleich auch wehmüthigen Ort. Man wird nicht müde, die Ueberreste einer Stadt zu betrachten, deren Bewohner ein so fürchterliches Ereigniß ereilte; Ueberreste, die, nachdem sie fast zweitausend Jahre das Licht der Sonne entbehrten, wieder, wie durch einen Zauberstab, ins Daseyn gerufen wurden. Geheimnißvoll weht der Geist jener Tage um die verlassene Stätte; er verkündet sich in leisen Schauern den hier Verweilenden. Andächtig betritt man jedes öde Haus, erwartungsvoll geht

man auf den Straßen, an jeder Ecke hofft man den alten Einwohnern zu begegnen. Die weite Kluft zwischen grauer Vorzeit und Gegenwart ist plötzlich ausgefüllt; man sieht sich mit einem Mal in das Leben der Alten hineinversetzt. Wäre Alles, was man von Geräth und andern das Leben recht anschaulich machenden Gegenständen hier gefunden, auf seiner Stelle, wäre selbst der Gerippe schauerlicher Anblick noch vorhanden, der Eindruck müßte unauslöschlich, die Täuschung furchtbar seyn! —

Die beiden Raupen.

Paramythe.

Zwei Raupen trafen einst auf ihren Wanderungen zusammen. Matt und schwer wand sich die eine am Boden hin, und sprach zu der jüngern Schwester: „O Du! die Du noch im jugendlichen Uebermuth Dein Haupt hoch trägst, wie eine Königin, in lustigen Sätzen dahin wallst von einem Blatte zum andern, lerne von mir die kurze Dauer des Glücks, die traurige Lehre der Vergänglichkeit. Siehe, meine Kraft ist gänzlich erschöpft, und ich fühle, daß ich sterben muß! Beweine mich, Du glückliche Schwester, daß ich dieses Krautfeld auf immer verlassen und in Staub zerfallen soll. Wie so gerne blieb' ich länger hier, wo für meine Bedürfnisse so reichlich gesorgt ist, und freuete mich mit Dir meines Lebens, aber mein Wunsch ist vergebens, immer mehr schrumpft mein Leib zusammen, und bereitet sich zum Tode. Bald wird mein Bewußtseyn schwinden, und ich werde Dich nicht mehr kennen. Traure dann an meinem Grabe, und verlasse mich auch im Tode nicht."

So klagte die Raupe, denn das Geheimniß des Todes ist dem beschränkten Blick dunkel und fürchterlich, weil er die hohen Kräfte nicht kennt, die dereinst aus ihm geboren werden sollen.

Die betrübte Schwester aber verweilte an der Seite der Sterbenden, und tröstete sie, bis sie zum Tode dahin sank.

Mit treuer Liebe bewahrte sie nun den Sarg, den die Natur heimlich für die kleine Leiche gezimmert hatte, und verließ das Plätzchen nicht bei Tag und Nacht, und weidete dort umher, und wachte darüber mit treuem Auge. Als aber mehrere Tage vergangen waren, und sie einst nach einer finstern stürmischen Nacht an das Grab der Theuren kam, — siehe, da war es von einandergeborsten, und auf den Trümmern desselben saß ein fremdes, seltsames Wesen, mit scheeweißen Flügeln, das bebte, wie von leiser Wonne durchschauert, und hob versuchend die zart gefalteten Schwingen.

XUM

„Wer bist Du?“ fragte die Erstaunte,“ die Du das Grab meiner Schwester zerstörtest, und wo hast Du ihren morschen Staub hingetragen?“

„Gott hat ihn gesammelt und ihn auf's Neue wieder beseelt! jauchzte die Psyche. Sehe ich Dich an, Du armes, mir einst so eng verschwistertes Wesen, so mahnt mich's lebendig an den Traum jener Zeit!“

„Beschränkten Sinnes, wie ich damals war, kannte ich kein seliger Loos als das meine! Bitter war mir der Tod, denn ich hatte keine Ahnung von dem Zustande, dessen ich mich jetzt erfreuen darf. Aber der Todesengel, der mir des Leibes Fesseln löste, wurde mir ein Bote des Heils, des unaussprechlichsten Glückes. Noch habe ich keine Worte für das, was mich mit so seliger Ahnung erfüllt! Mir ist, als wäre die ganze Welt mein, als dürfte ich mich mit den Düften der Blumen, mit den Wellen des Aethers nun auf's innigste vermählen!“

So sprach der Schmetterling, und entfaltete in seliger Hoffnung zum erstenmal der Schwingen glänzende Pracht. Mit leichtem Flug stieg er empor, und theilte die Luft mit seinen weit ausgebreiteten Flügeln.

Die Raupe aber kehrte das geblendete Auge zu Boden; sie vermochte es nicht das süße Wunder zu fassen. Als aber der Todesengel auch zu ihr trat, da erwachte das holde Bild noch einmal lebendig vor ihren Sinnen, und sie trauerte nicht, und bereitete sich still und hoffend zu dem geheimnißvollen Schlummer.

Agnes Franz.

Aus dem Tagebuche des Schneiders Franz Zickel von Ulm.

Aus C. Weisflog's Phantasiestücken und Historien.

Hört eine Geschichte, die das edle Schneidergewerk nicht mit Gelde bezahlen kann.

Es kamen einmal drei muntere Gesellen vor die Himmelsthüre und baten den Petrus, sie hereinzulassen. Wer seyd Ihr? — fragte der Himmelspförtner. Gebt Kunde und weiset Eure Pässe, denn für schlechte Leute und Vagabunden hab' ich hier kein Quartier. Ach! was den Paß anbelangt — erwiederten die Reisenden — den hat uns der Tod leserlich genug an den blassen Leichnam geschrieben, und hier herum zu vagabundiren, dazu möchten ausser Werthern und seines Gleichen nur wenige Lust haben, da die schlechte Ofenbank auf Erden besser ist, als das Herumtreiben zwischen den vier letzten Dingen. Uebrigens sind wir ehrliche Handwerker.

Ich bin — sprach der Dickste, der aufgedunsen wie eine frisch gebackene Semmel sich mit Macht vordrängte — ein wahrer Vater und Ernährer des Volkes. Ich sorgte auf Erden für den wichtigsten Theil der Menschen — für den Magen. Kurz ich war — ein Bäcker aus Konstantinopel.

Ei! — rief Petrus — da wirst Du manches erzählen können. Aber wie kommt's denn, guter Freund, daß Du nur ein Ohr hast? Wo blieb Dir denn das andere? Ach! — erwiederte der Bäcker, das hab' ich zu Hause an meiner Ladenthüre vergessen, wo mir's der Polizeimeister aus dummen Eigensinne annageln ließ, weil ich ihm das Brod nicht groß genug backen konnte.

Der Bösewicht! — eiferte Petrus. Wenn das alle Polizeimeister thäten, wie könnte dann ein einziger Bäcker mit Sicherheit auf die edlen Hörwerkzeuge rechnen, die ja doch jedem wie taube Blüthen abfallen müßten. Aber warte nur noch ein wenig, Du Vater des Volkes und sage Du mit dem Schurzfelle, wer Du bist.

Ich bin — erwiederte der Geschurzfellte stolz und zuversichtlich, — ein Schöpfer erhabener Monumente, der schützenden Menschheit wie des weit gedehnten Palastes, ich bin — ein Maurer, unter meinen Händen stiegen stattliche Gebäude hervor.

Das will ich Dir wohl glauben — antwortete Petrus, — aber sage aufrichtig — lieber Freund — aufrichtig und sonder Hehl, wann Du auf dem Gerüste standst, was galt der Tropfen von Deinem Schweiße?

Eine leichte Schamröthe überfloß das Gesicht des Maurers und stockend stammelte er — — — einen Dukaten.

Das wußte ich vorher! lachte Petrus — darum warte auch Du Erhabener noch ein wenig, und sage Du Leichtfuß. wer Du bist.

Ach gnädiger Herr Guardian! — entgegnete der Dürre: ich bin nur ein armes Schneiderlein, habe viel gehungert, war aber immer lustig und guter Dinge und habe im Leben fleißig an Dich gedacht.

An mich? fragte der Erstaunte — ei, wie denn das?

Ja, — fuhr der Schneider fort — ehrwürdig er Herr! ich weiß es selbst nicht wie es kommt, aber Ihr seyd der Patron der edlen und löblichen Schneiderzunft, und so wie ein Uebriges bei uns hinter den Ofen fliegt — ach Ihr versteht mich ja! so heißt's ein Petersfleck, oder — den hat der Petrus. Gar recht mag's eben nicht seyn, aber es giebt keinen Kunden, der es nicht wüßte und mit Lachen verzeiht. Darum bitte ich Euch denn nun schönstens, daß Ihr mir als einem lustigen ob zwar unnützen Flecke den schlechtesten Platz hier bei Euch nicht versaget.

Nun wohl! — entgegnete Petrus mild — weil Du meiner so fleissig gedacht, dabei aber nicht besser scheinen magst als Du warst und

durch guten Schwank und Dienst dem Kunden auf der einen Seite wieder vergütet, was Du ihm auf der andern genommen, so magst Du eintreten, nächstens aber werde ich die Ehre Eurer Patronenschaft im Gothaischen Anzeiger mir höflichst verbitten.

Du Maurer aber, Faulpelz! der Du Dir die Trägheit vom Bauherrn unter Verwünschungen bezahlen ließest, bleib dort so lange sitzen, bis Du vor Angst zu gelindem Schweiße gelangest, den Dir hier Niemand bezahlet, und Du Bäcker, Stiefvater der hungernden Armen, warte so lange, bis Dir das fehlende Ohr wieder gewachsen.

O mit nichten! — Du lieber Vater Petrus! — rief jammernd der Schneider. Erbarme Dich meiner armen Mitgesellen! Sie sind ja genug gestraft im Leben, dieser durch den Verlust des Ohres, jener durch das Gefühl der Scham, die noch jetzt auf seinen Wangen brennet. O schaue, wie sie zittern! O laß sie mit hinein in den Himmel, denn Fehler — Du theurer Himmelspförtner! — Fehler hatten wir ja alle.

Bravo, Du ehrliche Schneiderseele! — rief Petrus. Es bleibt doch immer und ewig wahr, die lustigen Menschen sind auch die Besten. Nun, um des Schneiders willen tretet herein Ihr andern und freut Euch des seligen Himmels!

Und alle drei umschlangen sich liebend wie Brüder und giengen hinein in den Himmel.

Erinnerung eines Reisenden.

Aus dem Literarischen Conversationsblatte.

„Durch Zufall erhielt ich aus zweiter Hand Aufschluß über Trenks erste Einkerkerung in Glatz, wie Friedrich der Große sie in spätern Jahren einem von ihm geachteten Staatsmann gegeben hat, denn seine zweite Festsetzung in der Sternschanze zu Magdeburg erklärt sich sehr leicht aus dem Verhältniße Trenks zur Ministerin Bestuchef, welche zu Friedrichs Feinden gehörte, wo also altes und neues Vergehen und der Argwohn kühner politischer Unternehmungen gegen Preußen sich zu seinem Unglück vereinigten. Mag nun dieses Verbrechen bloß falsche Anklage von Trenks Feinden gewesen seyn, die Gewißheit liegt jetzt außer dem Bereich menschlicher Nachforschungen; aber es ist werth Friedrichs festen Glauben davon der Nachwelt aufzubewahren, um den Vorwurf grundloser Härte von ihm abzuwenden. Ich erinnere aus dem Leben Trenks an die hohe Beschützerin, deren er oft erwähnt, deren Namen aber ewig zu verschweigen verspricht, obgleich in Berlin jeder Unterrichtete ihn sehr wohl kannte. Es war die Schwester des Königs, Prinzessin Amalia, welche im hohen Alter unverehlicht starb, auch andern Lieb-

habern sich soll anvertraut haben, Ihre spätern Jahre aber mit gelehrtem musikalischem Stolze und in stetem Streit mit ihren Musikern verspielte, weil diese ihr immer noch nicht rein genug ihre Compositionen setzten. Diese Liebschaft konnte kein Geheimniß für den König seyn, der etwas darin suchte, außer den umfassenden Welthändeln, auch alle Kleinigkeiten des Stadtlebens zu wissen, und darüber seine Berichterstatter abhörte. Trenk selbst erzählt, daß der König, gegen seine Gewohnheit, sehr nachsichtig war, wenn er zuweilen den Dienst wegen dieser Abwesenheit von Potsdam, denn die Prinzeßin wohnte in Berlin, versäumt hatte. Jenem Staatsmann, der nach Trenks eigentlichem Vergehen sich erkundigte, sagte der König mit kurzen Worten, in denen sich noch der Abscheu ausdrückte, es sey aus dieser Verbindung ein Kind hervorgegangen, die Prinzessen sey heimlich entbunden worden, und Trenk habe die Abscheulichkeit begangen, aus Furcht, was er, der König, wegen dieses Ereignisses, wenn er es erführe, beschließen möchte, das Kind in einen Kamin zu werfen, und es zu verbrennen. Er sagte nicht, wie dies Geheimniß verrathen worden; es kann sehr wohl seyn, daß Feinde die Möglichkeit eines solchen Ereignisses zur Wahrheit erhoben; aber hatte der König dem Gerüchte Glauben geschenkt, so war es von der Beschaffenheit, daß es selbst zur Einkerkerung einen scheinbaren Grund darbieten mußte, denn er liebte seine Schwester. Daß diese Schwester, wie Trenk erzählt und auch sonst bekannt, ihn fortwährend unterstützte, beweis't nur, daß sie jenes Verbrechen, wenn es wirklich geschehen, als ihr zu Liebe, ihre Ehre zu schützen vollbracht, mit der Noth des Augenblicks entschuldigt habe. Auch müssen wir gestehen, wenn wir den festen Charakter des Mannes in allen Verhältnißen anerkennen, daß ihn viel eher die Verzweiflung wegen dieser Geliebten, als Furcht vor eigenem Schicksal zu dieser Unthat verleiten konnte. Merkwürdig ist immer ihre Aeußerung an Trenk, daß gar nichts für ihn zu hoffen sey. Kein gewöhnliches Verbrechen konnte das Ohr gegen die Bitte einer geliebten Schwester so für immer verstopfen; sie mußte wohl einsehen, daß etwas geschehen sey, das eigentlich nicht vergeben werden konnte.

Von dieser Prinzeßin Amalia sind noch viele wunderliche Anekdoten im Umlauf, die man nicht gerade mit dem Maße heutiger Sitten ausmessen darf. Die Aeußerungen unter den höchsten Herrschaften trugen Zeichen der Erziehung Friedrich Wilhelm des ersten, wie diese von seiner Tochter, der Markgräfin, in ihren Memoiren beschrieben ist. Ihr Bruder, der Prinz Heinrich, konnte diese Schwester Amalia durchaus nicht leiden. Einmal sah er sie Abends, als er eben die Schloß-Treppe niederstieg, aus dem Wagen steigen, sprang in die dunkle Ecke der Trep-

pe, um mir ihr nicht reden zu müssen, und schickte den Adjutanten ihr entgegen, um alle Aufmerksamkeit von seinem Versteck abzulenken. Die Prinzessin that, als ob sie getäuscht wäre, veranlaßte den Adjutanten, im Gespräch mit ihr die Treppe hinanzusteigen, und als sie die Höhe über jener dunkeln Ecke erreicht, räusperte sie sich ruhig, warf den Ertrag mildthätig aus über das Geländer in die dunkle Ecke und entließ lächelnd den Adjutanten. Der Prinz, um diese Gabe zu erwiedern, gab an dem Geburtstage der Prinzessin ein Fest. Er kannte ihre Art Verlangen nach Geschenken und ließ einen Galanteriehändler kommen, der neben den vielen Kleinigkeiten auch den schönsten Schmuck auslegte. Der Prinz Heinrich bat die Prinzessin, sie möchte wählen. Die Prinzessin äußerte laut ihre Bewunderung dieser Juwelen, aber bei jedem Stücke, das sie aussuchte, fand der Prinz, es sey zu schlecht, bald in der Fassung, bald in Hinsicht der Steine, um der Prinzessin angeboten zu werden; er bat sie, etwas anderes auszusuchen. Sie suchte etwas anderes aus, der Einwand kehrte wieder. Endlich nach vielem Suchen, ergriff der Prinz ein kleines seidenes Schnupftuch und behauptete, dies sey ihr das nothwendigste Geschenk bei der schlechten Winter-Witterung, die Schnupfen und Husten erzeuge.

Aus General Rapp's „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Napoleons."

George und seine Mitschuldigen waren zum Tode verurtheilt. Josephine, Napoleons Gemahlin, erflehte die Begnadigung einiger Mitverschwornen. Am Tage der Hinrichtung der übrigen eilte der Wechsler Saherer nach St. Cloud, verlangte mit mir zu sprechen, und bat um meine Verwendung zu Gunsten seines Schwagers, Herrn von Russillon, ehemals Major eines Schweizerregiments, der auch in die Verschwörung verwickelt war. Einige seiner Landsleute, alle Anverwandten des Verurtheilten, sagten, sie seyen überzeugt, Russillon habe den Tod verdient, er hätte jedoch als Familienvater, und aus der angesehensten Familie von Bern entsprossen, einige Ansprüche auf meine Theilnahme. Ich gab nach und hatte keine Ursache es zu bereuen. Es war sieben Uhr Morgens. Napoleon war schon aufgestanden, und befand sich in seinem Kabinet mit dem Arzte Corvisart. „Sire, sagte ich im Hereintreten, mit einer Bittschrift in der Hand, vor nicht langer Zeit sind Ew. Majestät als Vermittler der Schweizer aufgetreten; nicht Alle waren damit zufrieden, am allerwenigsten die Berner. . . . Es zeigt sich jetzt eine Gelegenheit, ihnen zu beweisen, daß Sie wirklich ein großmüthiger,

edler Mann sind. Ein Schweizer soll heute hingerichtet werden. Er ist mit den vorzüglichsten Familien seines Vaterlandes verwandt, und gewiß würde seine Begnadigung Ihnen dort viele Herzen zuwenden.“— Wer ist dieser Mann? wie heißt er? — „Russillon.“ — Wüthend sprang Napoleon bei diesen Worten auf, und rief: Er ist gefährlicher, hat mehr verschuldet als George selbst! — „Aber die Schweizer, seine Anverwandten, seine armen Kinder werden Sie segnen. Gnade also, nicht für ihn, sondern für so viele rechtschaffene Leute, denen seine Thorheiten schon viele Thränen gekostet haben.“ — Hört Ihr, sagte er gerührt zu Corvisart, hört Ihr! Und in demselben Augenblick reißt er mir die Bittschrift aus den Händen, unterschreibt die Begnadigung, und übergiebt sie mir mit immer gleicher Heftigkeit. Schicken Sie damit, setzte er hinzu, so schnell als möglich einen Kourier ab, damit er nicht hingerichtet werde. — Man denke sich die Freude der Familie, die sich sogar in öffentlichen Blättern aussprach. Russillon wurde augenblicklich auf freien Fuß gestellt. Er ist seit der Rückkehr des Königs oft nach Paris gereiset, ohne an mich zu denken, vermuthlich glaubte er, ich setzte wenig Werth auf diesen kleinen Dienst, und er hatte Recht.

Die vier Gläubigen.

Christ (zum Juden).

Laß den Glauben fahren deiner Väter,
Werde Christ und nimm das Bürgerrecht
Sey ein nützlich Mitglied in dem Staate,
Daß man beß're Meinung von dir hegt.

Jude (zum Christen).

Warum willst du meinen Glauben schwächen,
Und zum andern überreden mich?—
Glaubst doch du, was deine Väter glaubten,
Auf den Talmud halt' ich inniglich!

Christ (zum Türken).

Aber du, der du dem Koran folgest,
Des Propheten trügerischem Buch
Und Ungläubige uns Christen nennest
Hüte dich vor Gottes ew'gem Fluch.

Türke (zum Christen).

Einen Dolch dem, der mich will bekehren!
Auf den Koran that ich einst den Schwur,
Ew'gen Haßes gegen alle Christen,
Doch von Allah's Fluch ist keine Spur.

Christ (zum Heiden).

Heide, sieh, an den verworrnen Blicken
Malet deutlich sich Abgötterei.
Fortan unverfälschte Christenlehre,
Dir, dem Irrigen empfohlen sey!

Heide (zum Christen).

Schaue, Christ! das Element der Strahlen
Am azurnen weiten Himmelszelt:
Ewig ist die Sonne, wie ihr Schöpfer,
In ihr ahn' ich den Herrn der Welt.

Christ (zu Allen).

O ihr armen und verstockten Seelen,
Die im stolzen Irrwahn ihr beharrt!
Ach zu spät ihr werdet es bereuen,
Daß ihr taub für meine Lehre war't.

Jude.

Nun ich denke, ruhig einst zu sterben;
Wenn ich glaube, was ich stets geglaubt.

Türke.

Durch den Koran muß ich selig werden—
Diesen Glauben mir kein Ghauer raubt.

Heide.

Und ich denke, bei den lieben Meinen
Einst, wie du, im Himmel zu erscheinen.

Christ (zornig).

Ab laß' ich von euch ihr eitlen Thoren,
Alle nur für diese Welt geboren!
Um Verklärung ist's euch nicht zu thun.
Doch ich sage euch: es wird auf Erden
Nur Ein Hirt und eine Heerde werden;
Alle einst im Schooße Christi ruhn.

Philosoph (sanft).

Priester, Popen, Ulema's, Braminen,
Und Rabbiner Einem Wesen dienen,
Heiß es Brama, Allah, Zeboath,
Oder Jehovah, der ein'ge Gott!
Die da üben Tugend, Recht und Wahrheit,
Deren Glaube prangt in voller Klarheit
Zu der Väter und zum eignen Ruhm,
Ewiglich im heil'gen Himmelsthum.

Scheerer.